

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1917**

101 (1.5.1917) Unterhaltungs-Beilage

# Unterhaltungs-Beilage.

## Zum 1. Mai.

Mit feuchter Knospensfülle naht  
Der Mai, wie alle Jahr! Und feilich weihen  
Wie einst wir ihn: ihn, der die Zukunftsaat  
Mit voller Hand ins Reichthumsreich soll streuen!  
Kraupft auch die Erde sich in Schlachtengraus,  
Und müssen immer noch Millionen sterben:  
Du, Maigedanke, schmüde unsrer Haus,  
Doch dich nach uns einst unsere Kinder erben!

Ein Trümmerschaufen liegt das Erdentum —  
Das Köchel'n süß und bange Seufzer weinen,  
Verhalt'ner Jammer zuckt um jeden Mund, —  
Noch will die Friedenssonne uns nicht scheinen!  
Und dennoch: was in uns so groß, so frei  
Geatmet, lebt, um alles Leid zu zwingen, —  
Was in uns jubelte in jedem Mai,  
Will hoffnungsfroh auch heut die Welt durchfliegen!

Der alte Gaube an das Menschheitsglück  
Liegt nicht in Trümmern, mögen tauend Schlachten  
Mit ihren Pulverdämpfen auch den Blick,  
Der Ausschau hält, umgeben und ummachten!  
Einst kommt der Tag: dann reichen sich die Hand,  
Die heut sich Wunden schlagen, alle wieder!  
Dann schlingt die Liebe lebensfroh ihr Band  
Der Einigkeit um alle Menschenbrüder!

Denn stammt der alte Maigedanke auf,  
Zu Kraft und Schönheit weisend neue Wege!  
Und alle Nöthe heilt der Zeiten Lauf,  
Und Narben harischen über Wundenschlägel  
Vielleicht ist diese Stunde nicht mehr weit,  
Da das Kanonengroll'n süße Schälmeien  
Verdrängen, voll von hoher Lieblichkeit!  
Kannst du uns Antwort geben, Tag des Maien? ...

Noch ist des Frühlings reiche Blütenpracht,  
Mit ihrem Zauber, ihrer reichen Fülle  
Nicht ganz im Feld, nicht voll im Wald erwacht, —  
Doch Vogeljubel jauchzt schon durch die Stille!  
Und jede Brust darf atmen tief und frei,  
Und jedes Auge blühen blank und offen!  
Sei uns gegrüßt, wie stets, du holder Mai  
Und gib Erfüllung unsern Menschheitshoffen!

## Die Verlobung.

Von Ludwig Thoma.

Unter Klassenprofessor Bindinger hatte es auf meine Schwester Marie abgesehen.

Sie merkte es bald, aber daheim taten alle so geheimnisvoll, daß ich nichts erfahre.

Somit hat Marie immer mit mir geschimpft, und wenn meine Mutter sagte: „Ach Gott, ja!“ mußte sie immer noch was dazu tun und sagte: ich bin ein nichtsnutziger Rausbube.

Auf einmal wurde sie ganz launig.

Wenn ich in die Klasse ging, lief sie mir oft bis an die Treppe nach und sagte: „Magst du keinen Apfel mitnehmen, Ludwig?“ Und dann gab sie Ochs, daß ich einen weißen Fragen anhatte, und band mir die Krawatte, wenn ich es nicht recht gemacht hatte.

Einmal kaufte sie mir eine neue, und sonst hat sie sich nie darum gekümmert.

Das kam mir gleich verdächtig vor, aber ich wußte nicht, warum sie es tat.

Wenn ich heimkam, fragte sie mich oft: „Hat dich der Herr Professor aufgerufen? Ist der Herr Professor freundlich zu dir?“

„Was geht denn dich das an?“ sagte ich, „tu nicht gar so geistig! Auf dich pfeife ich.“

„Ich meine zuerst, das ist eine neue Mode von ihr, weil die Mädchen alle Augenblicke was anderes haben, daß sie recht geistig aussehen. Hinterher habe ich mich erst ausgekannt.“

Der Bindinger konnte mich nie leiden, und ich ihn auch nicht. Er war so dreckig.

Zum Frühstück hat er immer weiche Eier gegessen; das sah man, weil sein Bart voll Dotter war.

Er spuckte einen an, wenn er redete, und seine Augen waren so grün wie von einer Kabe.

Alle Professoren sind dumm, aber er war noch dümmer. Die Haare ließ er sich nicht schneiden und hatte viele Schuppen.

Wenn er von den alten Deutschen redete, strich er seinen Bart und machte sich eine Wahstimmie.

„Ich glaube aber nicht, daß sie einen solchen Bauch hatten und so abgelackte Stiefel wie er.“

Die andern schimpfte er, aber mich iperte er ein, und er sagte immer: „Du wirst nie ein nützliches Glied der Gesellschaft, elender Bursche!“

Dann war ein Ball in der Liebertafel, wo meine Mutter auch hinging wegen der Marie.

„Mariechen ist ein gutes Kind,“ sagte meine Mutter, „und sie sieht, was ich leiden muß, wenn du nichts lernst und unanständig bist gegen deinen Professor.“

„Er hat aber doch den ganzen Bart voll lauter Eierdotter,“ sagte ich.

„Er ist ein sehr braver und geistiger Mann, der noch eine Laufbahn hat. Und er war sehr nett zu Mariechen. Und er hat, ihr auch gesagt, wieviel Sorgen du ihm machst. Und jetzt bist du ruhig!“

Ich sagte nichts mehr, aber ich dachte, was der Bindinger für ein Kerl ist, daß er mich bei meiner Schwester verachtet.

Am Nachmittage hat er mich aufgerufen, ich habe aber den Repos nicht präpariert gehabt und konnte nicht überlegen.

„Warum bist du schon wieder unorbereitet, Bursche?“ fragte er.

„Ich mußte zuerst keine Anrede und sagte: „Entschuldigen, Herr Professor, ich habe nicht gekonnt.“

„Was hast du nicht gekonnt?“

„Ich habe keinen Repos nicht präparieren gekonnt, weil meine Schwester auf dem Ball war.“

„Das ist doch der Gipfel der Unverschämtheit, mit einer so törichten Entschuldigung zu kommen“, sagte er, „aber ich hatte mich schon auf etwas Besonnen und sagte, daß ich so Kopfschmerz gehabt habe, weil die Näherin so lange nicht gekommen war, und weil ich sie holen mußte und auf der Stiege auszurutschen und mit dem Kopf aufschlag und furchtbare Schmerzen hatte.“

„Ich dachte mir, wenn er es nicht glaubt, ist es mir auch wurscht, weil er es nicht beweisen kann.“

Er schimpfte aber nicht und ließ mich gehen.

Einen Tag danach, wie ich aus der Klasse kam, sah die Marie auf dem Kanapee im Wohnzimmer und heulte furchtbar. Und meine Mutter hielt ihr den Kopf und sagte: „Das wird schon, Mariechen. Sei ruhig, Kindchen!“

„Nein, es wird niemals, ganz gewiß nicht, der Rausbub tut es mit mir, daß ich unglücklich werde.“

„Was hat sie denn schon wieder für eine Heulererei?“ fragte ich. „Da wurde meine Mutter so jornig, wie ich sie gar nie gesehen habe.“

„Du sollst noch fragen!“ sagte sie. „Du kannst es nicht vor Gott verantworten, was du deiner Schwester tust, und nicht genug, daß du faul bist, redest du dich auf das arme Mädchen aus und sagst, du wärst über die Stiege gefallen, weil du für sie zur Näherin mußt.“ Was soll der gute Professor Bindinger von uns denken?“

„Er wird meinen, daß wir ihn bloß ausnützen! Er wird meinen, daß wir alle lügen, er wird glauben, ich bin auch so!“

„Marie und drückte wieder ihr nasses Tuch auf die Augen.“

Ich ging gleich hinaus, weil ich schon wußte, daß sie noch ärger tut, wenn ich dabei blieb, und ich kriegte das Essen auf mein Zimmer.

Das war an einen Freitag; und am Sonntag kam auf einmal meine Mutter zu mir herein und lachte so freundlich und sagte, ich soll ins Wohnzimmer kommen.

Da stand der Herr Professor Bindinger und Marie hatte den Kopf bei ihm angelehnt und er schielte furchtbar. Meine Mutter führte mich bei der Hand und sagte: „Ludwig, unsere Marie wird jetzt deine Frau Professor.“ Und dann nahm sie ihr Taschentuch heraus und weinte. Und Marie weinte. Der Bindinger ging zu mir und legte seine Hand auf meinen Kopf und sagte: „Wir wollen ein nützliches Glied der Gesellschaft aus ihm machen.“

## Die Insel.

In der „Augenburger Zeitung“ lesen wir:

Wähten Sie auf einer Insel leben? Auf einer mehr oder weniger einsamen Insel im Weltmeer? Mit mehr oder weniger wilden Menschen zusammen?

Ich habe bemerkt, daß seit geraumer Zeit etwas wie ein Inselrausch durch die Kulturwelt geht. Der Inselinstinkt hat sich gewisser Kreise von Gehirnmenschen bemächtigt. Es ist wie eine Reaktion gegen den Herdentierpferd der Großstadt, ein Uel vor dem Elbogenanschlus mit den Vielen. Allzuwiel, eine Rebellion der Persönlichkeit gegen das Eingefochterwerden zur Latwerge der Gesellschaft.

Die Insel stand nicht immer so hoch im Kurse, wie sie heute steht oder zu stehen scheint. Robinsons Inselleben mag bei vielen Zeitgenossen Daniel Defoes und Cambes die Sehnsucht nach einer ähnlischen Rückkehr zur Ursprünglichkeit wachgerufen haben. Auf der anderen Seite wirkt als Gegenstück Chamisso's Insel, Sala y Gomez, höchst abschreckend auf alle, die die Einsamkeit als Seelenmalerei gebrauchen möchten.

Wer von Laurids Brun „Van Pantens glückliche Zeit“ gelesen hat, fühlt in sich wahrscheinlich das Zeug zu einem Naturmenschen, der ähnlichen Schicksalen im Guten und Bösen gemachsen wäre. Wer aber vom selben Verfasser die „Insel der Verheißung“ liest, dem werden hinwiederum Zweifel an der allmächtigen Heilkräft des Insellebens auftauchen.

Ich möchte hier warnend meinen Zeigefinger erheben. Das Leben am Bur' ender Natur bekommt nicht jedem. Physisch und moralisch. Wie nicht jeder Magen Kochlöse verträgt.

Ein Freund von mir hat eine Insel. Es ist eine wunderbare Insel mit einem Fächerdörfchen darauf und einer alten, ausstrangierten Bastion. Ich stelle mir das Leben dort wunderbar vor. Man kann im Boote hinausfahren und Seevögel schießen, Wäben und Albatrosse, die man ausstopfen lassen und dabei im Treppenhause aufstellen kann, wo man dann den Besuch mit leichter Handbewegung auf die selbstgeschlossene Beute aufmerksam zu machen gedenkt. Man kann Seezungen fangen und Hummern und Langusten und anderes nahrhafte Getier. Und wunderbare Briefe schreiben, um denen daheim den Mund nach dem Schlaraffenleben auf der Insel wässern zu machen.

Aber wenn man schon das Inselleben von diesem Standpunkt aufsaßt, dann soll man lieber zu Hause bleiben. Dann legt man sich der Gefahr aus, sich dort entzwickel zu lassen.

Den dann hat man den Inselinstinkt nicht. Dann ist die Rousseauische Sehnsucht nach impulsiver Lebensauffassung weiter nichts als jene Sehnsucht nach einer Natur, in der die Schafe silberne Schellen an Hals und die Schärer seidene Bänder am Stirnentab tragen.

Na, aber die Verheißung an der Großstadt!

Die genügt leider nicht. Es genügt nicht, daß man sich von der Großstadt aus bestimmten Gründen wegheht, man muß sich auch nach etwas anderem aus bestimmten Gründen hinsehen. Das Negative reicht nicht, es muß ein Positives zugrunde gehen. Und das Positive ist, daß einer die Natur dahinter sieht. Denn man kann sich seine Insel draußen schaffen, auch ohne daß man ringsherum durch Meerwasser vom festen Lande abgetrennt ist.

Die Insel verheißt nicht, seinen Genuß darin finden, daß man morgens Quarzfäse zum Frühstück genießt und den ganzen Tag nicht Toilette zu machen braucht. Aber es heißt, den Segen bereisen, den darin liegt, daß man sich einmal von der Kolonne freimacht, die mit gebundener Marich route dahintrotzt, daß man sich auf sich selbst befinnt, den Weg übersteht und das Ziel erkennt.

Es heißt, allein sein können und allein sein wollen.

## Dermischnes.

Den ersten in Gefangenschaft geborenen Menschenaffen besitzt die Universität Havanna. Annuma, wie er von seinem Pfleger nach einer indischen Affengottheit genannt wurde, verdient deshalb besondere Beachtung, weil es sich bei ihm um die erste gezielte Fortpflanzung von zwei gefangenen Schimpansen handelt. Der ganze Verlauf der Trächtigkeit, die wie beim Menschen genau neun Monate dauert, konnte genau verfolgt werden. Den Geburtsakt selbst, der in der Zeit von 5 bis 6 Uhr früh erfolgt sein muß, hatte man allerdings leider vermisst. Schon zwei Tage nach seiner Geburt verließ Eucusa, die 14 Jahre alte glückliche Mutter des Kleinen — übrigens ein wahres Prachtexemplar eines Schimpansen — das „Wochenbett“.

Als Annuma etwa zwei Monate alt war, brachen vier Schneidezähne durch, je zwei im Ober- und Unterkiefer. Die übrigen erschienen dann im dritten Monat, und im vierten folgten auch noch vier Backenzähne. Halbjährig war Annuma bereits 53 Zentimeter groß, wobei der Kopf einen Umfang von 33 und die Brust von 37 Zentimeter aufwies. Vielleicht gelingt es, den kleinen Schimpansen über das bei den Menschenaffen besonders gefährliche Kindesalter hinwegzubringen, damit man auch weitere genaue zahlenmäßige Angaben über das Wachstum und die Entwicklung der Schimpansen erhalten kann, was aus den eben angeführten Gründen bisher ja unmöglich war. Man darf also vor Annuma eine wertvolle Bereicherung unserer bisher nur lückenhaften Kenntnisse über die natürlichen Lebensgewohnheiten und die seelische Verfassung der Menschenaffen erwarten, die, soweit sie bisher bekannt waren, in vielen Punkten eine auffallende Uebereinstimmung mit menschlichen Verhältnissen aufweisen.

Der feinerne Tod von Arras. Von den mörderischen Wirkungen der vor wenigen Tagen um Arras tobenden Kienfenschlacht entwirft der Berichterstatter des „Corriere“ an der englischen Front, Luigi Barzini, das folgende anschauliche Bild: Die Schlacht wüthet ohne Pause, unter einem Sturmhimmel, mit der Wut eines nicht erdemollenden Orkans mitten im furchtbaren Schneegestöber und eisigen Windstößen. Das entsetzliche Dröhnen von Laufenden von Geschossen tönt von allen Seiten. Es ist, als ob der ganze Horizont wie ein unermeßlicher Geschützkreis um Arras tobt. Die große, von den Geschossen vernichtete Stadt mit ihren schwankenden Thürmen, mit den eingesenken, zu Trümmern und Schutt gewordenen Häusern, ist zu heftigstem Kriegsleben erwacht und zwischen ihren Mauern hat sich das Echo der Kanonen, das Rischen der Geschosse, der Widerhall der Explosionen, das dröhnende Beständigkeits. Von Zeit zu Zeit läuft das Dröhnen der Truppenbewegung durch die Trümmer der modernen Straßen, die von skelettartigen, von Granaten zerplitterten Baumstämmen eingestößt sind. Auf den Fußsteigen fließt das Blut der gefallenen Pferde. Keine menschliche Stimme wird laut. Truppen ziehen geordnet und ernst, gebeugt gegen den heulenden Wind. Abgerissene Telefon- und Telegraphendrähte, die verstimmt an den Mauern herabhängen, schwingen und fliegen. Die Bersäulungen nehmen nach Ost zu; und in der Nähe des Schlachtfeldes immer schillere Formen an. Nur jämale Wege führen von einem Trümmerschaufen zum andern, wo die Menschen vergraben unter den zusammenstürzenden Gebäuden leben. Wohin der Blick auch schweift, findet er nur eine furchtbare Zerrüttung von schwarzer, feuchter Erde. ... (3.)

## Heiteres.

### Die Zensur.

In der „Wiener Post“ lesen wir folgendes, auch für manchen Deutschen lehrreiches Zeitungspapfen:

### Latbestand.

Der Polizeist Franz Schmidt (Nummer 4817) übernahm bei einem nächtlichen Rundgang in Meidling einen Schmechhörnchen. Er fährte, verrenkte sich einen Fuß und rief einen andern Passanten herbei. Die Rettungsgesellschaft brachte ihn dann ins Spital.

### Der zensurierte Artikel.

Ein Redakteur will den Vorfall dazu benutzen, um erstens wegen der schlechten Straßenbeleuchtung die Regierung, zweitens wegen der mangelhaften Schneeeabfuhr die Kommunalverwaltung sowie die Hausbesorger und drittens wegen der ungenügenden Ausstattung der Wachen das Polizeipräsidium zu streicheln. Sein Artikel hat, nachdem er die Zensur passierte, folgendes Aussehen:

### Empörende in Meidling.

Gestern hat sich in Meidling ein zugetragen, der auf die Beharung unserer ein bezeichnendes Licht wirft. Die geradzu unerhörte hat traurige Folgen gezeitigt. Ein Hausen geradegu Bacilladen Wachmann Schmidt (Nummer 8417) verlegt ins Spital getragen. Wie lange kann man noch nicht bestimmen.